

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

50 (28.2.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 17



Inhalt der Nr. 17:

Der Völkerring der Fürsten 1813—1815. — Ein Grab der Lebenden. — Allerlei. — Literatur. — Für unsere Frauen.

Der Völkerring der Fürsten 1813—1815

Von Kurt Eisner.

1. Kapitel: Der Abfall.

Als die Kunde vom Untergang der großen Armee Mitte Dezember 1812 nach London kam, stieg der Zuder an der Londoner Börse begeistert von 49 auf 70 Schillinge. Jetzt schien erreicht, was Lewis Goldsmith in seinem Anti-Napoleon-Monitor durch die Propaganda für den Mordmord — gelegentlich empfahl er eine öffentliche Sammlung, um einen ordentlichen Preis für den glücklichen Mörder Napoleons zusammenzubringen — vergebens zu bewirken versucht hatte: die Ausrottung Bonapartes. Der kleine englische Winkjournalist stand mit dieser Agitation durchaus nicht allein. Samuel Taylor, Coleridge, der Dichter, der aus einem Vobredner der französischen Revolution und dem Gründer eines kommunistischen Realitäts am Susquehanna ein christlich frömmelnder Konfessionärer Reaktionsär geworden war, begründete in Zeitungsartikeln philosophisch den Satz, daß ein Verbrecher wie Napoleon, den seine Taten außerhalb des Schutzes des Gesetzes gestellt hätte, jeder Mensch als einen Geächteten töten dürfe. Nur einer schloß sich von dem gemeinen Schicksal aus, Bryon, der Revolutionär, der in Napoleon den Abtrünnigen der Freiheit gekostet hat. Jetzt schrie er. Als dann aber Napoleon bei Leipzig wirklich zusammengebrochen war, schrieb Bryon in sein Tagebuch seine erregten Stimmungen nieder; seine Aufzeichnungen beweisen, daß wie in Deutschland ein Fichte, auch in England die Führer radikaler Gesinnung, ein Bryon und Shelley Napoleon bekämpften, weil er ein Verräter der Revolution geworden, daß sie keine Person aber weit über all das Gemüsel seiner Feinde stellten, an deren Waffe kein Schicksal zerrann. Das unmatürliche und verbängnisvolle Bündnis zwischen Revolutionären und Reaktionsären, das Napoleon schloß, und mit ihm die Revolution selbst auslöschte, zeichnet sich in diesen Betrachtungen des englischen Dichters: „Von Männern sich schlagen zu lassen, das hätte nichts zu sagen, aber von drei stupiden, legitim-dynastischen Strohköpfen von Durchschnittmachen — o Schande! O Schande!“ Und Bryon erkannte auch sofort die Wirkungen von Napoleons Sturz. Wenn er im November 1813 schrieb: „Ich hätte gedacht, wenn ihn das Schicksal erschmeterte, würde er fallen, im Zusammenbruch des Erdkreises selbst, aber nicht Stufe um Stufe zur Niedrigkeit herabsinken... So schreiten wir denn wieder zu dem ideo und stumpfsinnigen alten System vom europäischen Gleichgewicht zurück; wir spielen wieder mit Strohhalm auf den Nasen der Könige, statt sie an Höchstherrn Nasen zu rupfen! Geht mir eine Republik oder die Gewalt Herrschaft eines Einzigen, eher als das gemischte Regiment von einer, zwei oder drei Personen.“

Spiel mit ihnen getrieben werden sollte. Dem war es denkbar, daß Freiheitskriege beginnen mit dem Einbruch der Kosaken, mit den heuchlerischen Proklamationen des Verstockten aller Monarchen und mit den unablässigen Verstärkungen einer Macht, die jetzt wie im 18. Jahrhundert die europäischen und besonders die deutschen Kerle zusammenkaufte, um sie als Schlachtvieh für ihre Geschäftsinteressen zu verwerten und zu vernichten. Nach der Absicht und Meinung der Herrschenden waren die Freiheitskriege von Anfang an nicht anderes als eine Fortsetzung des alten englischen Soldatenkaufs. Nur daß die Menschen jetzt nicht mehr gewaltsam gepreßt zu werden brauchten, sondern bequemerweise freiwillig und ahnungslos sich zum Verkaufe drängten. Während man in England die Zeit nahe glaubte, da der Feind endlich unschädlich gemacht wäre, vollzog sich im Osten Deutschlands die hochverräterische, erst militärische, dann auch zivile Auslieferung Preußens an Rußland. Das nämlich ist die Bedeutung der berühmten Konvention von Taurroggen, durch die York die preussischen Truppen dem russischen Feind überlieferte, und jenes preussische Landtags im Februar 1813, der sich aus seinem eigenen Recht berief und die Landwehr schuf. In diesem Unternehmen fanden sich zusammen die unzufriedenen Offiziere, der preussische Adel und das ostpreussische Bürgertum, soweit es durch die Unterbindung des Handels mit England bis zum Patriotismus zugrunde gerichtet oder doch schwer geschädigt war. Die hohen preussischen Militärs, die in der preussischen Enge keinen Raum der Betätigung fanden, und denen sich die ausgeschalteten Staatsmänner und hohen Beamten anschlossen, waren bereits zum großen Teil in russische Dienste übergetreten. Das östliche Junkertum suchte längst von Preußen loszukommen und mit Rußland vereinigt zu werden. Der Adel fühlte sich näher mit den russischen Junkern und dem Zaren verwandt — Gleichheit der Getreideexportinteressen, des Bauernschindens und des Bauernlegens — als mit dem deutschen Volk und den Emporkömmlingen der Burggrafen von Nürnberg. Schon am 29. April 1811 hatte der liberale Kopf der militärischen Reformen, Gneisenau, über diese Stimmung des preussischen Adels und über ihre Ursachen an Hardenberg geschrieben: „Durch die unseligen Finanzanordnungen, vorzüglich durch die Art der Ausfuhrung, sind die Herzen der Nation von der Regierung abgewandt worden. Nie ist der Patriotismus viel bei uns gewesen, wenigstens nicht von der rechten Art. Glorreiche Zeit und steigender Wohlstand haben etwas dem ähnliches herbeigebracht, was aber in der Zeit der Not nicht vorhielt. Jetzt ist vollends alles hingewunden und das Gegenteil ist eingetreten. Nicht mehr Gleichgültigkeit, sondern offenes Uebelwollen gegen die Regierung ist es, was in der meisten Herz und Mund ist. Preußen möchte gern Rußland, Schlesien gern Oesterreich angehören. Die Stimmung in der Mark wird nicht viel besser sein. Der Adel geht in allen der Regierung feindlichen Gesinnungen voran. Sind dies nicht alles Zeichen der nahen Auflösung?“

lau des Heidelberger Schlosses praktisch erprobte Versuch, die Fassadenmauer auf der Rückseite mit Eisenbeton zu versehen und zu stützen, darf als gelungen bezeichnet werden.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Partrüchhandlung bezogen werden. „Wie man seine untreuen Ansehen ohne Kosten für Auwalt und Prozeß erfolgreich einziehen kann.“ Unter diesem Titel ist jeben bei Emil Abigt zu Wiesbaden von Dr. jur. G. Karlemeier ein kleiner praktischer Ratgeber für deutsche Gläubiger nach einem neuen Verfahren mit gebrauchsfertigen papierfähigen Formularen erschienen, der nur 75 Pf. (Porto 10 Pf.) kostet. Man ist überrascht, wenn man das Buch durchsieht, wie einfach es ist, selbst in Fällen, wo vorher schon fruchtlos gesucht war, noch verloren gegebenes Geld hereinzuholen. Im Jahre 1912 sind allein in Preußen nahezu zwei Millionen Mahnungen erlitten worden. Es kann also tatsächlich der Geschäftswelt Millionen an Kosten jährlich erspart und ist für kleinere wie größere Geschäfte, Handwerker, Metzger, Landwirte, Zahnärzte usw. gleich unentbehrlich. Vom Verfasser erscheint in den nächsten Tagen auch noch „Hilfe in Zahlungsschwierigkeiten“ (450 Mk.), auf das wir nach Ausgabe an dieser Stelle zurückkommen.

Von der „Neuen Zeit“ ist jeben das 21. Heft des 31. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes haben wir hervor: Totentanz. Von R. S. — Großindustrie und Gewerkschaftsarbeit. Von Richard Wolbt. — Marx und seine russischen Bekannten in den vierziger Jahren. Von N. Kojanoff. (Schluß). — Die Steigerung der Lebensmittelpreise in Japan. Von S. Matayama (Kotio). — Grundfragen der Erziehung. Von A. Anulf. — Literarische Rundschau: Georges Stelkoff, La fraction social-démocrate dans la troisième Douma. Von G. Kameneff. Dr. Fleisch, Reform des Arbeitsrechtes. Prof. Dr. P. Arnold, Zur Reform des Arbeitsrechtes. Von W. Hänsgen. — Notizen: Der Sieg des Großkapitals in der Kinobranche. Von P. May Grempe. — Zeitschriftenschau. Von J. Köhlig. Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolporteurs zum Preise von 3,25 Mk. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abomiert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pfennig. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Für unsere Frauen.

Das Frauenwahlrecht für den Kampf gegen den Zoll- und Steuerdruck.

k. r. „Die Frau gehöre ins Haus, sie habe sich um Politik nicht zu kümmern.“ so verkünden uns täglich aufs neue die Pflichten und politischen Rückwärtsger. Als ob die Politik nicht ins Haus käme, die Frau nicht verfolge innerhalb ihrer vier Wände und nicht treffe im Guten wie im Bösen: als Arbeiterin, als Gattin, Mutter, Hausfrau. Just die Hausfrau wird in schwerster Weise durch die Maßnahmen der Politik auf dem Gebiete des Zoll- und Steuerwesens getroffen. Mähte da die Frau nicht eine Törcin sein, um nicht den lebhaftesten Wunsch zu haben, in ihrem Interesse und dem ihrer Lieben, Einfluß auf die Politik zu gewinnen? Doch sicherlich! Man erinnere sich nur, wie durch den Zoll auf das Brotgetreide der Preis des Kilogramms Roggenbrotes um 5,8 Pf., der des Weizenbrotes um 6,4 Pf. gesteigert worden ist. Bei einer sechsköpfigen Familie bedeutet das eine Verteuerung des täglichen Brotes um sicher 20 Pf. Der Zoll auf das Kilogramm Fleisch wurde bei der letzten großen Zollvorlage von 20 auf 35 Pf. gesteigert, dazu die Zollsteigerungen auf lebendes Vieh, die Einfuhrerschwererungen und direkten Einfuhrverbote auf Vieh und Fleisch. Geringer und geringer wurden infolge der dadurch bedingten Preissteigerungen die Fleischportionen in Millionen Arbeiterfamilien. Die Lebensmittelpreissteigerung ist in den letzten Jahren zu einer permanenten und ständig steigenden Kalamität geworden. Denn leider ist es ja nicht bei der Zollerhöhung auf Brot und Fleisch geblieben, im Gegenteil, fast alle anderen notwendigen Nahrungsmittel sind durch Zölle und indirekte Steuern ebenfalls gewaltig verteuert worden: Mehl, Graupen, Erbsen, Macaroni, Hülsenfrüchte, Butter, Margarine, Schmalz, Kaffee, Tee, selbst der Salzhering tragen einen Zoll. Auf Salz ruht eine Steuer von 6 Pf. pro Pfund, auf Zucker eine solche von 7 Pf., auf Bier und Branntwein liegen gleichfalls hohe Abgaben, dazu die zahllosen Zölle auf die verschiedensten Bekleidungsstücke, Fußzeug, Hausgeräte, Licht und Feuerung, kurz auf fast alle Verbrauchsgegenstände. Was

da an Zöllen und Steuern täglich pfennig- und großenteils in einer Familie ausgegeben wird, summiert sich zu Hunderten von Mark im Laufe eines Jahres. Das dadurch entfielende Manko in der Haushaltskasse aber muß die Hausfrau durch Ersparnisse und bittere Entbehrungen an allen Ecken und Enden versuchen wieder weitz zu machen. Mutenden Herzens sieht sie ihre Lieben darben, die Not weicht nicht von der Schwelle, und Krankheit und Sterblichkeit sind ihre unaussprechlichen Begleiter. Haben uns doch die Berichte der Kreis- und Schulärzte gezeigt, daß die Unterernährung der Schulkinder einen Umfang angenommen, daß sie in hohem Maße zu einer sozialen Gefahr geworden. So berichtete z. B. kürzlich Dr. Thomalla aus dem Kreise Herlorn, daß im November des Jahres 1911 die von ihm untersuchten Schulkinder zu 25—40 Proz. als strotzfuß befunden wurden. Die Zahl der so erkrankten Kinder stieg dagegen bis im Herbst des Jahres 1912 auf 55—80 Proz. und Dr. Thomalla fügt ausdrücklich hinzu, daß an dieser traurigen Tatsache die ungenügende Ernährung, vor allen Dingen das Fehlen der Fleischnahrung die Schuld trage. Krete hierin nicht eine Besserung ein, so ist zu befürchten, daß ein großer Teil der strotzfüßigen Kinder in späteren Jahren der Schwindsucht zum Opfer falle.

Ähnliche Berichte, wenn auch nicht so traurige Zahlen bringend, wurden veröffentlicht in Süddeutschland, z. B. in Stuttgart, dann in den verschiedensten Städten Sachsens, in Norddeutschland, u. a. in Berlin. Welch eine Anklage für die Heiligkeit einer Gesellschafts-„Ordnung“, in der Kinder hungern und zugrunde gehen müssen, während der gesellschaftliche Reichtum in ungeheurer Maße wächst. Und dieser Tatsache gegenüber sollten die Frauen gleichgültig sein und tatenlos die Hände in den Schoß legen? — Sollten politisch beiseite stehen? — Nein, sicher nicht! Erstreckt sich die Wacht vielmehr von Woche zu Woche die Zahl derer, die schmerzlich ihre politische Rechtlosigkeit, den Mangel des Wahrechtes als politischer Waffe empfinden, die die Notwendigkeit des Kampfes um dieses Wahlrecht erkannt haben und freudig den Rufen folgen, wenn es gilt, in großen Demonstrationen den Herrschenden das ständige Wachsen der Frauenbewegung und deren Forderungen zu zeigen. Je mehr das ganze Leben des einzelnen im enghen Zusammenhang steht mit der großen sozialen Gemeinschaft der Menschen und dem Zwange aller Staats- und Gesetzeseinrichtungen, desto mehr werden auch die Frauen die Notwendigkeit des Frauenwahlrechtes als Mittel zur Vertretung ihrer Interessen im staatlichen Leben erkennen und desto weniger werden sie sich auf die Tätigkeit nur-im-Hause beschränken, sondern hinausretreten auf das politische Kampffeld.

Von dieser Erkenntnis ausgehend, werden die Frauen und Mädchen des Volkes zum sozialdemokratischen Frauentag am 2. März in Massen zusammenströmen, um laut und nachdrücklich das Ziel aufzustellen:

Heraus mit dem Frauenwahlrecht! Wir, denen man gleich allen Männern die Rollen und Pflichten des Staates aufgebürdet; wir, die wir längst politisch mündig geworden, verlangen unsere endliche politische Mündigkeitsanerkennung!

Agitationszeitung für das Frauenwahlrecht. Für den am 2. März in Deutschland stattfindenden Dritten Sozialdemokratischen Frauentag ist jeben eine 16 Seiten starke Agitationszeitung für das Frauenwahlrecht erschienen, herausgegeben von Klara Zetkin.

Aus dem Inhalt haben wir hervor: Jener Tag. Gedicht von Ida Negri. — Im Zeichen des Sozialismus. — Aus der Erklärung der Frauen- und Bürgerinnenrechte. — Olympia de Couperes. — In der Todesnacht. Gedicht. — Gleiches Recht für Weib und Mann in der Gemeinde. — Mary Wollstonecraft. Von Marie Kunert. — Theodor v. Hippel als Vorkämpfer für das Frauenwahlrecht. Von Luise Zieh. — Das Frauenwahlrecht, ein Kampfmittel gegen Krieg und Steuern. Von Adelheid Popp, Wien. — Die staatsbürgerlichen Rechte der Frauen in Dänemark. Von Th. Stauing, Kopenhagen. — Die Frauen in Finnland. Von Hilja Räsänen. — Wie ein norwegischer Minister über das Frauenwahlrecht urteilt. — Die Gipfel glühen. Gedicht von Klara Zetkin. — Gruß der sozialistischen Frauen in Schweden. Von A. Eklund, Stockholm. — Ein sozialistischer Gruß aus England. Von Dora B. Montefiore, London, und anderes.

In künstlerischen Bildern enthält die Zeitung: Amazone. — Beschleiden. Von Max Liebermann. — Delphinische Stöhle. Von Michelangelo. — Die Republik. Von Honore Daumier. — Zug der Frauen nach Versailles.

Der Kreis des Blattes ist 10 Pf. Zu beziehen ist es von der Expedition der „Gleichheit“ in Stuttgart, Feuerbachstr. 12, sowie von den Buchhandlungen und Kolporteurs.



annellieren zu lassen, wuchs von Jahr zu Jahr. Was man bisher nicht gewagt hatte, weil man sich vor der Macht des mit Friedrich Wilhelm III. verbündeten Napoleon fürchtete, schien jetzt möglich. Die Kosaken sollten Deutschland die Freiheit bringen!

In all den wirr schwankenden Plänen dieser Jahre, die von den Stein und Gneisenau gewälzt wurden, hofften die aus Verne und Wirksamkeit geschleuderten Kreuze, die auch aus wirtschaftlicher Not in abenteuerliche Unternehmungen gezwungen wurden, immer doch nur die Rettung von einer andern Fremdherrschaft. Eine Fremdherrschaft sollte durch eine andere Fremdherrschaft ersetzt werden. Gneisenau, der als geheimer Unterhändler 1812 wieder in England weilte, sah damals die einzige Lösung in der Eroberung ganz Europas durch England. Gneisenau hatte vergeblich im Sommer 1811 Friedrich Wilhelm III. den Entwurf einer Miliz zur Organisation eines Volksaufstandes unterbreitet. Der König hatte den in allen Einzelheiten ausgeführten Plan lediglich mit ungläubigen und auch über die Massen läppiichen Randbemerkungen verzerrt. Gneisenau hatte in dem Entwurf den Predigern die Aufgabe zugegeben, die Untertanen auf ihre Milizpflichten gegen den Feind zu vereidigen. Friedrich Wilhelm III. schrieb dazu: „Wenn ein Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende.“ Zu den Bemerkungen über das Zusammenwirken der Milizen und der regelmäßigen Truppen schrieb der König an den Rand: „Ein paar Exekutionen und die ganze Sache hat ein Ende, alles wird sich bald zerstreuen.“ Jede Wehrhaftigkeit schien dem König unbedenklich, wie aus einer anderen majestätischen Gloffe sich ergibt: „Mangel an Lebensmitteln, keine Gewohnheit an Entbehrungen und Ausdauer, noch weniger Erfahrung im Krieg, und einige Flinten- und Kanonenschüsse zerstreuen diese Region.“ Friedrich Wilhelm hielt vor allem seine von ihm regierten Preußen für durchaus ungeeignet, gegen den Feind einen Volkskrieg zu führen: „Bei einer Nation, die gewöhnt ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Not, wie aber bei uns?“ Dagegen hatte der König ein spielerisches Interesse an der Uniform der Milizen, an deren Einführung er doch niemals gedacht: er malte höchst eigenhändig ein schwarz-weißes Kreuz, das die Milizen als Medaille-Band auf der Brust tragen sollten. Auch wehrte er lebhaft die Meinung Gneisenaus ab, daß die Übungen der Miliz nicht durch eine Menge von Kommandowörtern belastet und keine andern Hilfsmittel angewendet werden dürften als die, welche der Verstand den Leuten eingebe. „Der Verstand“ — schmierte S. M. kienntinnig an den Rand, „dem muß man aber zu Hilfe kommen, und deshalb Kommandowörter“. Wenn schließlich Gneisenau schwärmte: „Schon jetzt möchte bei der Sektion für den Kultus und den Unterricht die Veranstaltung getroffen werden, daß Befehle an sämtliche Geistliche aller christlichen Konfessionen bereit liegen, wonach diese, bei ausgebrochenem Kriege, die Gemeinden in der Kirche versammeln, über einen passenden Text predigen, Frankreichs Unterjochungsplan mit schwarzen Farben jähzubern, an das jüdische Volk unter den Makkabäern erinnern, das gleiche Bedrückung widerstanden und dessen Beispiel uns anseuern müsse, auf gleichen Widerstand zu denken“ — so spuckte der königliche Feldwebel in die Flamme das Wort, das in seinem Geiste die schimpflichste Verachtung ausdrückte: „Als Poesie gut“.

Bei solcher Verfassung des obersten Kriegsherrn war es zu verstehen, daß schlechterdings niemand auf den König von Preußen zählen konnte. Und als jetzt auch die schwedischen Pläne gescheitert waren, da schrieb Gneisenau — am 2. November 1812 — an den hannöversich englischen Staatsmann, Grafen Münster, gegen den „vielköpfigen“ deutschen Verfassungsplan des Freiherrn vom Stein — „seine Stellung hat ihm die Erschaffung eines solchen Ungeheuers geboten, aber ausführbar wäre ein solcher Plan nimmermehr gewesen!“ Und er fügte den die ganze Stimmung der Zeit jäh enthüllenden Satz hinzu: „Wir müssen, nun die Dinge sich so gewendet haben, auf etwas andere denken. England muß für sich erobern und allen Eroberungen seine Konstitution geben, dieselben mit sich vereinigen als einen integrierenden Teil des Britischen Reichs. Die

so mit Britanien vereinigten Völker werden sich unter einer freien Verfassung höchst glücklich fühlen, und daß durch eine solche Amalgamation selbst die britische Regierung an exekutiver Gewalt gewinnen würde, darf ich Ein. Erzählen nicht erst sagen.“

Wenn so der Liberalste unter den militärischen Führern Preußens dachte, so ist es nicht mehr unverständlich, wie Patrioten von der reaktionären Kosakengesinnung eines York in der Verachtung Friedrich Wilhelms zwar mit den Liberalen übereinstimmen, aber die Befreiung nicht von der englischen, sondern von einer russischen Fremdherrschaft erwarteten und sie bedenkenlos vorbereiteten.

### Ein Grab der Lebenden.

Unter obigem Titel veröffentlichte der „Secolo“ einen Bericht seines Sonderberichterstatters aus Podgorica, der in den lebhaftesten Farben das schreckliche Los der türkischen Gefangenen in Montenegro schildert. Die montenegrinische Behörde verbietet allen Fremden, jene Stätten des Jammers, wo sich die unglücklichen türkischen Soldaten befinden, zu betreten. Heimlicher Weise konnte der italienische Journalist jedoch in das Lager der Gefangenen unweit Dioclea gelangen. In den Ufern des Rebnigakflusses haufen sie dort in Höhlen. Der Berichterstatter erzählt: „Am Eingang der Höhle wehte gerade ein Wirbelwind. In einer Ecke lagen etwa zwanzig menschliche Leiber, mit Armen und Beinen zusammengeballt, um auf solche Weise die schauerhafte Kälte leichter ertragen zu können. Ein fürchterlicher Brodem schlug mir entgegen, den ich kaum zu ertragen vermochte. Da erhob einer aus der Reihe der Elenden sein Haupt, und zwei große Augen starrten mich an, die zwischen den blutlosen Wangen grauhaft hervorstechten. Bald umgaben mich von allen Seiten entsetzliche Gestalten. Ich hatte einen Augenblick die Absicht, diesen Jammer im Nichts zu versinken, um so ein Zeugnis zu schaffen, das die härtesten Herzen zum Weinen gebracht hätte. Es ist aber nicht leicht, Gruppen von weinenden Menschen zu photographieren, ohne daß die Photographie den Eindruck des Lächerlichen macht. Da schilderte mir einer der Gefangenen die Dualen, die sie alle zu erleiden hatten. Dieser Gefangene ist kein naiver Mensch. Er weiß, was es heißt, türkischer Gefangener in den Händen der Montenegriner zu sein, und trägt dem Hasse des Volkes gegen die Türken Rechnung. Aber die montenegrinische Militärbehörde makte sich geradezu das Recht an, die Gefangenen zu töten, nicht indem sie sie einfach erschieße, sondern indem sie sie wie wütende Hunde in diese Höhlen sperre, wo Kälte, Hunger und Krankheiten täglich ihre Opfer fordern. Halbnaht müssen sie dort bleiben. Niemand sorge für Kleider und Decken. Hier und da werde ein Teil der Gefangenen nach Podgorica geschickt, wo sie die allerniedrigsten Dienste verrichten müßten. Wenn sich einer oder der andere gegen diese unwürdige Behandlung wehre, dann werde er einfach durch Bajonettschüsse in die Weichen zur Ruhe verwiesen.“

Dieser Bericht aus italienischer Quelle mag um so schwerer wiegen, als sich die italienische Presse bisher immer zugunsten Montenegros ausgesprochen hat. Wie arg müssen die Dinge liegen, wenn durch die Veröffentlichung in einem italienischen Blatte das Mitleid der Völker angerufen wird, deren Vertreter in Cetinje dafür sorgen sollten, daß eines der Grundrechte im Kriege, die menschliche Behandlung der Kriegsgefangenen, nicht mit Füßen getreten werde.

### Allerlei.

Ein Held. Aus London wird berichtet: Die Verleibung des Adelsprädikats an den englischen Arzt Dr. George Turner, lenkt den Blick der Öffentlichkeit auf diesen verdienstvollen Forscher und Arzt, der sich besonders während seines Aufenthalts in Südafrika durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Leprosforschung bleibende Verdienste errungen hat. Dr. Turner, der auch in Südafrika bei der Bekämpfung der Kindepepest und während der Kriegsjahre durch die Eindämmung der Typhusepidemie Segensreiches geleistet hat, arbeitete später unausgesetzt in dem Leprosasyl von Pretoria und setzte nach

seiner Rückkehr nach England im Laboratorium seine bakteriologischen Studien über die Lepra fort. Eines Tages beim Mastieren fielen ihm gewisse Flecken auf seiner Hand auf, und die nähere Betrachtung ergab, daß er sich während seines Kampfes gegen die Lepra angesteckt hatte. George Turner führte seitdem das Leben eines Einsiedlers; völlig abgeschlossen von der Menschheit, setzt er, von Schmerzen gepeinigt, seine Forschungsarbeit fort, und vor einiger Zeit mußte der kranke Gelehrte seinen linken Arm bereits amputieren lassen. Nun lenkt seine Standeserhöhung wieder die Aufmerksamkeit auf diesen Märtyrer medizinischer Forschung.

Wie klein sind dagegen oft die „Selbsttaten“ der Krieger, die zudem meist in Augenblicken höchster Erregung begangen werden.

Wie hoch ist die Temperatur auf der Mondoberfläche? Schon bei den alten Indiern galt der Mond als kalt und wurde der Kaltstrahlung genant im Gegensatz zu der Wärme spendenden Sonne. Im siebzehnten Jahrhundert versuchte Tschirnhausen mit seinen großen Brenngläsern und 1705 der Franzose Rabire mit einem Brennspiegel von fast 1 Meter Durchmesser, durch Konzentration der Mondstrahlen Wärmewirkungen derselben zu erzielen auf ein Thermometer, aber vergebens. Erst 1846 gelang es Melloni mit einer Zonenlinse von 1 Meter Durchmesser, in deren Brennpunkt ein thermo-elektrischer Apparat aufgestellt war, unter der Einwirkung der Mondstrahlen die Nadel im Sinne einer Wärmewirkung zum Ausschlag zu bringen. Später hat Lord Rosse diese Wärmestrahlung ebenfalls beobachtet und festgestellt können, daß sie sich mit den Mondphasen ändert, woraus folgt, daß sie nicht aus dem Innern des Mondes kommt, sondern von der Sonne stammt. Aus diesen Beobachtungen ist es aber nicht möglich, auf die Temperatur der Mondoberfläche zu schließen, denn die Größe der Wärmestrahlung eines Körpers hängt nicht einfach von dessen Temperatur, sondern auch von seiner Beschaffenheit ab. Erst die theoretischen Untersuchungen des Mathematikers Ferrel und die Untersuchung mit einem neuen, überaus empfindlichen Wärmemesser (dem Bolometer), welche Franz W. Verz anstellte, haben die Frage nach der Temperatur der Mondoberfläche gelöst. Verz zeigt, daß die Temperatur des Mondbodens 21 Stunden vor Sonnenuntergang über einer Mondgegend bereits auf den Gefrierpunkt des Wassers heruntersinkt, während der Mondnacht die grauenhafte Kälte von 170 bis 220 Grad unter dem Gefrierpunkt des Wassers erreicht. Dagegen steigt die Temperatur des Mondbodens während des Mondtages bis zu großer Hitze mittags. So ist, wie Verz betont, ein großer Teil der Mondoberfläche täglich gewaltigen Temperaturveränderungen unterworfen. Die Gesteinsmassen werden unter denjenigen Breitengraden, wo die Sonne mittags hoch über dem Horizont steht, bis zu einer Temperatur erhitzt, welche die des kochenden Wassers übersteigt und nur die schrecklichsten Wüsten auf unserer Erde, in denen der glühende Sand die Haut verjengt und Mensch wie Tier tot niederfallen, können um ihre Mittagshitze mit ihrer Hitze der Oberfläche des Mondes verglichen werden. Nur allein die äußersten Polargegenden des Mondes genießen während des Tages eine erträgliche Temperatur. Bei Nacht aber müßten wir Höhlenbewohner werden, um uns vor der alsdann auf der Mondoberfläche herrschenden entsetzlichen Kälte zu schützen. Verz hat durch seine Untersuchungen die Frage nach dem Temperaturverhältnis der Mondoberfläche endlich zu einem dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft entsprechenden Abschluß gebracht. Er wagt man, daß der Mond keine Luftkugel wie die unsrige besitzt, daß dort kein Schall und kein Klang erklingt, keine Wolken mit wechselnder Gestaltung in der Höhe dahin ziehen, und kein Regen die trockenen Klüften fränkt, so erkennt man, daß die Oberfläche unseres Trabanten kein Elysium ist, sondern eine öde, tote Welt, eine Stätte des Todes und des Grauens.

Der Mörder Sternidel und der Tierhund. Mit Erstaunen hört man, daß dieser abgefeimte Verbrecher ein Tauben- und Pferdliebhaber, ja sogar ein Kinderfreund gewesen sei. Wie reimt sich das zusammen? Auch ein anderer Mörder, namens Schünicht, der im Jahre 1885 Johanna Weber ermordete, verriet Mitleid mit einem eingesperrten Tier. Er ließ ein Zimmer der Ermordeten den Kanarienvogel fliegen und streute ihm Futter, damit, wie er nachher sagte, „das Tierchen nicht verhungere“. Bis jetzt war man gewöhnt, das Umgekehrte zu vernehmen, daß ein Tierfreund nur ein guter Mensch sein könne, weil die Mitleidnahme auf das Kleinst- und Schwächste den menschlichen Charakter veredele. Nur so wird und kann es auch sein; denn unter Stimme gibt allein dieser Auffassung recht. Wie ist obiges Rätsel zu lösen? Der auffallende Widerspruch ist da, doch er verliert seine Einzigartigkeit, wenn wir auf der andern Seite auch sehr viele gute Menschen finden, die sich als Menschenfreunde bewährt haben, sich aber um Tiere niemals kümmern und für Tierhund nicht das geringste tun. Auch dies ist ein Rätsel, das nur nicht so schreiend an die Öffentlichkeit kommt. Es gibt also jedenfalls hier eine Grundregel und Ausnahmen. Eine dieser Ausnahmen ist der Mörder Sternidel mit seiner ominösen Tier- und Kinderfreundschaft. — Wir sagen:

Wenn ein Kind von Jugend auf alleseitig zum Guten erzogen, und ihm vor allem Mitleid mit Tieren beigebracht wird, so muß sein Charakter sich unbedingt anders entwickeln, als wenn die Gemüts Eigenschaften ungepflegt und in Verrohung heranwachsen können und dem Gemüt des Kindes die Leiden der Tiere niemals nahe gebracht werden. Bei Sternidel war nicht alles Gute erlöbt; aber das Böse hatte die große Uebermacht. Das hinderte aber nicht, daß zeitweise das Bessere in ihm zum Vorschein kam. Es müßte, ehe er als Tierfreund ausgegeben werden kann, sein Vorleben genauer durchsforcht werden.

Ein Gesetz zum Schutze der Kinder und Haustiere. Amerika ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, und so kommt von dort auch die überraschende Kunde, daß kürzlich in der jungen Republik Panama ein Gesetz zum Schutze von Kindern und Haustieren erlassen wurde. Die Nebeneinanderstellung mag im alten Europa grundstürzend erscheinen, da man hier eine größtmögliche Kluft zwischen Mensch und Tier festhalten bemüht ist. In Panama aber denkt man freier und fragt nur nach der Schutzbedürftigkeit beider Wesensgattungen. Das Gesetz ist von Dr. Alfredo Sarrivig (Sena) im Dezemberfest der „Mütter für vergleichende Medizinwissenschaft und Volkswirtschaftslehre“ (Berlin) behandelt. Die Hauptbestimmungen sind:

Artikel 1. Wer in unmenschlicher Weise ein Kind sechst, ihm Wasser oder Nahrungsmittel entzieht oder von ihm eine Arbeitsleistung verlangt, welche seine Veranlagungen übersteigt, soll mit einer Geldstrafe von fünf bis fünfundsiebzig Balboas für jede dieser Handlungen bestraft werden.

Artikel 2. Wer ein Tier mißhandelt oder es dazu antreibt, einen Dienst zu verrichten, der seine Kräfte übersteigt, oder wer sich kranker, verwundeter oder entkräfteter Tiere bedient, oder wer ihnen nicht genügende Nahrungsmittel gibt, oder wer zwecklosweise nicht schädliche Vögel tötet, ihre Nester oder Jungen ausnimmt oder irgend einem Haustier gegenüber Grausamkeiten begeht, soll mit einer Geldstrafe von zwei bis zu zehn Balboas für jede Veräußerung bestraft werden.

Artikel 5. Jede Person, welche Zeuge einer gegen ein Kind oder gegen ein Tier begangenen Grausamkeit ist, hat die Verpflichtung, der Behörde hiervon Anzeige zu machen, widrigenfalls sie selbst wegen Mittäterschaft zur Bestrafung herangezogen wird und die Hälfte der dem Haupttäter zumutenden Geldstrafe zu erlegen hat.

Wie weit ist die Erde von der Sonne entfernt? Eine genaue Messung der Sonnenferne ist bisher immer nicht möglich gewesen. Man berechnete die Entfernung auf rund zwanzig Millionen Meilen. Da aber die Entfernung zwischen Erde und Sonne als astronomische Einheit bei der Erforschung der unendlichen Sternwelt dient, so ist von größter Wichtigkeit, diese Entfernung so genau wie möglich kennen zu lernen, denn schon ein relativ kleiner Fehler kann zu den größten Irrtümern führen. Seit 1898 wurden nach internationaler Vereinbarung auf 180 Observatorien von den bedeutendsten Fachgelehrten Beobachtungen und Berechnungen vorgenommen, auch über 11 000 photographische Aufnahmen hergestellt, und man ist daraufhin zu einer vorläufigen mittleren Entfernung von 149 471 000 Kilometern gekommen. Da aber die Messungen noch immer um 90 000 Kilometer differieren, werden sie jetzt wiederholt. Man hofft, die Genauigkeit bis auf 7000 bis 10 000 Kilometer feststellen zu können.

Die operationslose Behandlung der Leistenbrüche. Die Eingeweidebrüche sind ein weitverbreitetes, lästiges, unter Umständen auch gefährliches Leiden. Glücklicherweise besitzen wir in der operativen Behandlung eine sichere Heilmethode, die den Patienten für immer von seinen Beschwerden befreit. Jüngern Leuten kann nicht dringend genug angeraten werden, von dieser Heilmethode Gebrauch zu machen. Mit der operativen Methode tritt neuerdings die Behandlung auf unblutigem Wege in Konkurrenz, wie sie von Dr. Schwabe angegeben wurde. Diese besteht in der Einspritzung von Alkohol, und es liegt ihr die Erfahrungstatsache zugrunde, daß ein von einer chronischen Entzündung befallenes Organ die Neigung hat, zu schrumpfen. Da nun Alkoholgebrauch häufig derartige Veränderungen in den Eingeweiden hervorbringt, so überlegte Dr. Schwabe, ob nicht die direkte Zufuhr von Alkohol an die erweiterte Bruchpforte eine derartige Entzündung hervorrufen würde und durch die narbige Schrumpfung ein Verschluss der Pforte hervorgerufen sei. In den mit der Einspritzungsmethode behandelnden Bruchheilanstalten werden jetzt jährlich über 1000 Brüche behandelt, bereits 1908 wurden 92 Prozent Dauerheilungen berichtet. Bei Kindern, Bruchanlagen und kleineren Brüchen beträgt der Heilerfolg rund 100 Prozent, Todesfälle ereigneten sich bei der Methode nicht, während die Sterblichkeit bei der chirurgischen Behandlung immerhin 1/2 Prozent beträgt.

Vom Heibelberger Schloß. Der seinerzeit von der Firma Duderhoff u. Widmann in Vorschlag gebrachte und am Rudwigs-